

Das Wesen des Patriotismus und seine Behandlung in der Dichtung.

(Schulrede.)¹⁾

Liebe Schüler! Die Huldigungen, welche wir an des Kaisers Geburtstag dem obersten Kriegsherrn des Gesamt Vaterlandes darzubringen gewohnt sind, gelten naturgemäss zunächst ihm; auf hoher Warte stehend, ist er berufen, die höchsten Güter unserer ganzen Nation zu schirmen. Aber es hiesse der Weihe des Tages Abbruch thun, sollte die jährlich wiederkehrende Feier eine rein persönliche Huldigung bleiben. Ihr habt bei ähnlichen Anlässen gelernt, von der Person des Kaisers hinweg den Sinn zu richten auf die gesamte geschichtliche und litterarische Entwicklung unseres Volkes; Ihr habt es gesehen in den Höhepunkten seines kriegerischen Glanzes, seiner politischen Macht; in den Tagen tiefer Erniedrigung, vaterländischer Schmach. Heldenlieder, Kriegsgesänge, Volkshymnen hoben die festliche Stimmung, beredete Zeugen der Vaterlandsiebe vergangener Zeiten.

Auch der heutige Tag verlangt von Euch in erster Linie Vaterlandsiebe, Hingabe an, Hingabe, wenn es sein muss, für das Vaterland. Und ich meine, es fällt nicht schwer, solche Liebe zu hegen. Sie ist von Jugend an gepflegt worden; sie ist Euch in heimatlichen Klängen gesungen, und freudig entrichtet Ihr, herangewachsen, diesen Tribut in dem unbestimmten Bewusstsein, dass Ihr dem Vaterlande Dank schuldig seid. Gerade aber die Unbestimmtheit jenes Bewusstseins birgt eine ernste Gefahr; auf diese hinzuweisen ist eine um so grössere Pflicht, als ein Teil unseres Volkes, ja sogar ein Teil seiner Gebildeten die Vaterlandslosigkeit zum Panier erhoben hat und Gottesfurcht und Liebe zu unserem Volke, Achtung vor dem Bau unseres staatlichen Lebens als verbrauchtes Rüstzeug von sich geworfen hat.

Dem gegenüber würde es ein Unglück sein, wäre unser Patriotismus ein Gefühl, welches die Gewohnheit allein entwickelt hat. Der Macht ernster Ereignisse, die keinem Volke auch nur auf ein Menschenalter erspart bleiben, ist ein blosses Gefühl, und wäre es noch so ehrlich, ein schwacher Damm. Drum lerne, ehe Not Dich beten lehrt, was das Vaterland von Dir erwarten darf; und ehe Du leichtfertig und hochmütig die Liebe zu ihm als Wahn von Dir wirfst, prüfe, worauf sich Deine Vaterlandsiebe gründet. Und dies ist es, wozu ich Euch, liebe Schüler, in dieser Stunde einlade.

¹⁾ Der nachstehende Aufsatz diente als Festrede zum Geburtstage des Kaisers am 27. Januar 1894. Die Form der Rede ist beibehalten, der Inhalt im zweiten Teil erweitert worden. Für den einleitenden Teil wurde benutzt die Sammlung von Grabow: Die Lieder aller Völker und Zeiten, Hamburg 1886, für den abhandelnden Teil der Artikel „Vaterlandsiebe“ in Schmidts Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Programmabhandlung von Lederer: Über die deutsche Vaterlandsiebe, Arnstadt 1889.

Schmerzen in der Jugend sind Freuden im Alter. Nun wohl denn, wo hast Du die fröhlichen Tage Deiner Kinderspiele verlebt? Sei es in herrlichen Wäldern, sei es in ländlich eintöniger Flur, sei es im Gewühl der Strassen oder dem gleichmässigen Wellenschlag der See oder an den romantischen Ufern eines vaterländischen Stroms — Du lerntest an Deiner Heimat Deine Sinne gebrauchen, ihr gabst Du die ersten Proben Deiner körperlichen Kraft, der nacktesten Gegenstände bemächtigte sich Deine Phantasie und wob aus ihnen Zukunftsbilder einstiger Thaten; aus den Erzeugnissen der heimatlichen Flur füllten sich die Scheuern Deiner Ernährer. Unsere Sprache lehrt Dich kein Wort, das zum Inhalte die Geburtslandsliebe hätte, aber die Heimatliebe kennst Du, kennst vielleicht noch den Schmerz des Tages, wo Du zum ersten Male aus dem Schauplatz Deiner Knabenträume gerissen wurdest. Da wurde es Dir zum ersten Male klar, was Dir das Vaterhaus bedeutete, das Dir vertraut war bis in die kleinste Ecke hinein — und beim Abschied gingst Du still an eine ernste Stätte, die Deine Toten umschloss, die Du gekannt, die ihr Leben und Wirken der Heimat aufgeprägt haben. Und hast Du als Knabe schon erfahren, was Heimweh heisst, Du brauchst Dich Deiner Weichheit nicht zu schämen. Auch der Kampf des Lebens wird Dich lehren, dass wir mit dem Boden innerlich verwachsen sind; und je kärglicher seine Beihülfe bei unserer Lebensarbeit, je mehr wir ihm unsere Existenz abtrotzen müssen, mit desto grösserer Gewalt zieht er uns an sich. Kämpft nicht der Bewohner der Halligen mit Sturm und Brandung, um ein armseliges Dasein zu fristen? Und wenn er fast mit Genauigkeit den Zeitpunkt vorhersagen kann, wo sein Eiland in die gierigen Fluten versunken sein wird, er zieht erst mit der letzten Scholle von dannen, wenn er überhaupt von dannen zieht. Und was lockt den Schweizerbub' zu Strassburg auf der Schanz, als er zum Verräter an seiner Fahne wird? Das Alphorn hat es ihm angethan, und aus den Fluten des Rheins zieht man ihn vor die Mündung der Gewehre. Das Sehnen nach der nahen Heimat hat ihn elend gemacht, elend in der alten Bedeutung dieses Wortes; denn elend hiess unseren Vorfahren der in der Fremde Verlassene, mit Not und Unglück Kämpfende.

Doppelt glücklich freilich der, welcher ein schönes Vaterland sein nennt, dem die lachende Flur den Schlag des Herzens beschleunigt, dem burgengekrönte Berge ganze Jahrhunderte der Vorzeit aufschliessen, dem Felsen und Klüfte den Mut, das gewaltige Treiben eines heimatlichen Stromes den Thatengeist weckt. Doppelt unglücklich, wer solche Heimat verliert. Ihr kennt den Dichter des „Schlosses Boncourt“, Chamisso, den das Vaterland verjagt, der dann ein Deutscher unter Deutschen wurde, ja einer unserer edelsten Dichter. Selten hat ein Mensch schmerzlicher denn er den Zug der Heimat gespürt, als seine neuen Brüder zum Befreiungskampfe das Schwert zogen, dieselbe Champagne, die sein Ahnenschloss trug, der Schauplatz gewaltigen Ringens zwischen dem Corsen und dem Marschall Vorwärts wurde.

„Ich aber will auf mich raffen,
„Mein Saitenspiel zur Hand,
„Die Weiten der Erde durchschweifen
„Und singen von Land zu Land“,

so heisst es im „Schloss Boncourt“, und 1815 sehen wir seinen Verfasser den Schmerz um die verlorene Heimat hinaustragen auf eine Reise in die Südsee, um zu gesunden in warmer Hingabe an die Natur, die alle Heimat umschliesst.

Deine Heimat macht noch nicht Dein Vaterland aus! Greife zum Wanderstabe durch die Gauen Deiner deutschen Brüder, welch' herrliche Bilder entstehen unter Deinen Augen! Tr tritt in die ernsten Tannenwälder oder die rauschenden Eichenhaine, blicke von den Hügeln in liebliche, mit Wohlstand gesegnete Ebenen, ziehe den Rheinstrom hinab mit den weinumrankten Ufern und den epheuumsponnenen Burgen, bis Du zur Stadt mit dem ewigen Dom kommst — wahrlich, wenn denn einmal Deine Vaterlandsliebe einem schönen Lande gelten muss, auch der Deutsche hat Grund,

das Lob seines Landes zu singen. Doch ehe Du das Lob der Fremde singst, denke an den gefahrenumtosten Schiffer der einsamen Düne, den die Liebe zu seinem Fischerdorf aus der üppigen Fülle und der verschwenderischen Pracht der Tropen zurückzieht in die Heimat.

Unser Vaterland aber giebt uns mehr als eine Heimat: es giebt uns, unser Volk und unser Volkstum. Auf dem gesicherten Boden der Heimat wächst die Familie hinaus zum Stamm, der Stamm zum Volk. Dieselben natürlichen Bande, welche die Familie umschliessen, nähern instinctiv die Brüder einer und derselben Volksgemeinschaft; aus der physischen und geistigen Familienähnlichkeit entwickelt sich die Volksphysiognomie, aus Sitten und Charakter der Familie das Volkstum. Nicht immer hat das deutsche Volk den Mut gehabt, seine Eigenart zu wahren; heute lernt der deutsche Knabe aus der Lesebibel schon, dass es sich wieder seiner selbst bewusst geworden ist, dass nach Jahrhunderten Treue und Biedersinn, Innerlichkeit des Gemüts, Tiefe christlicher Frömmigkeit, Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, Freiheitsliebe und Heldenkraft keine blosser Sage mehr sind. „Wer für die Erhaltung dieser deutschen Eigenart . . . eintritt, sichert sich“, sagt Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation „schon auf Erden die Unsterblichkeit.“

Früchte dieser Eigenart sind die Thaten deutscher Waffen, die Leistungen deutschen Geistes. Wir lernen, wie das Christentum die Fahne des Deutschtums aufnahm, um den Sieg über die civilisierte Welt zu tragen, wie das Deutschtum der Retter der abendländischen Bildung gegen den Ansturm des Muhammedanismus, gegen die Zerstörungswut der Reitervölker Asiens wurde, wie es die Innerlichkeit des Glaubens gegen den Gewissenszwang des Papsttums durch die Reformation rettete, wie es, alle Völker überragend, zweimal eine Blüte der Litteratur ohne gleichen erlebte (und vielleicht lag schon eine dritte unter den Trümmern der grossen Völkerwanderung begraben), wie es Anteil genommen an den Ruhmestiteln anderer Nationen: an dem Glanz des Rittertums, an der machtvollen Entwicklung der Städte, an dem Wiederaufleben der Wissenschaften, auf deren Schultern die Neuzeit sich aufgerichtet hat, an den Erfindungen, die das Gesamtleben der modernen Völker neu bestimmt haben.

Nun, was die Einzeltugenden unseres Volkes angeht, wir haben nicht das Recht, Treue und Frömmigkeit, Gründlichkeit und Freiheitssinn als Merkmale deutschen Wesens schlechthin zu bezeichnen; sind sie doch Gemeinforderungen gebildeter Nationen geworden. Aber zwei Güter sollen uns ewig gefeit sein gegen Modesucht und Auslandstümelei: das sind die Sprache und die Religion.

Halte Deine Muttersprache rein! Sie ist der Quell, aus dem das Leben Deines Volkes sich verjüngt zu neuer Frische. Sie ist die Bildnerin Deiner Gedanken, Deiner Wünsche, Deines Hoffens, Deines Schmerzes; sie leiht Dir den Ausdruck Deines Zorns, Deiner Liebe, Deiner Freundschaft, Deines Gebets; sie kündigt Dir die Vergangenheit Deines Volkes, sie schlägt die Brücke zum Herzen Deiner lebenden Brüder. Sei eingedenk, dass auch Du einen Teil der Verantwortung dafür trägst, in welcher Gestalt sie zur Nachwelt hinabsteigt.

Und die Religion? Giebt es denn eine nationale Religion? Giebt es eine Religion für uns Deutsche? Sind denn nicht heute noch die deutschen Lande zerrissen durch den Ruf: hie Papst, hie Luther? Wir Protestanten glauben freilich, dass der Protestantismus gerade die eigentümlich deutsche Gestalt des Christentums ist, wie der Katholizismus das unbestrittene Eigentum der Romanen geblieben ist. Aber gleicht etwa der deutsche Katholizismus dem der Romanen? Hat es nicht eine Zeit gegeben, wo schon neun Zehntel des gesamten Deutschlands dem Katholizismus den Rücken gekehrt hatten? Ist nicht jeder Deutsche, welcher Confession er auch angehört, stolz auf die naive Innerlichkeit, mit welcher seine Vorfahren das Evangelium des Erlösers begrüsst, stolz darauf, dass sie in ihrem heidnischen Glauben fern standen allem oberflächlichen Bilderdienst, dass schon für sie gelolten, was im neunzehnten Jahrhundert Uhland singt:

„Nicht in kalten Marmorsteinen,
„Nicht in Tempeln dumpf und tot,
„In den frischen Eichenhainen
„Webt und rauscht der deutsche Gott!“

So wollen wir bedenken, dass uns die Vaterlandsliebe über trennende Einzelheiten des Bekenntnisses nie das zu vergessen mahnt, was uns eint: eine durch den Glauben an Christus geläuterte kindliche Gottesfurcht, die Hoffnung auf die durch seinen Tod uns verbürgte Auferstehung, die durch sein Beispiel gegebene christliche Liebe!

Wer beten kann, wer glauben kann, wer lieben kann, ruft E. M. Arndt, der ist der Mann, der sterben kann für Gott und Vaterland, der fechten kann für Freiheit und Volk, dem wird der vaterländische Glaube zugleich zum Glauben an das Vaterland.

Ihren umfassendsten Inhalt erhält endlich die Vaterlandsliebe, wenn zur Liebe zu Heimat und Volk noch hinzukommt die Liebe zum Staat. Staat ist die Zusammenfassung der physischen Kraft eines Volkes zu sittlicher Einheit, gegründet auf die Forderung des Rechts persönlicher Freiheit auf der einen Seite, auf die Pflicht der Unterordnung unter das Wohl der Allgemeinheit auf der andern. Und so gewiss es ist, dass der Einzelne des Schutzes der Gesetze bedarf, so gewiss ist es, dass im Staate Patriotismus die politische Grundtugend ist.

Die religiös-sittliche Erziehung des Menschen in der Familie ist nur die erste, freilich wichtigste Stufe; im Staate erst, an der Hand der nationalen Geschichte, durch die Reibung mit den Ereignissen und Aufgaben des Tages lernt er Gemeinsinn üben, wird er zur bürgerlichen Tugend geführt.

Es ist danach klar, dass unser Patriotismus wesentlich zusammenhängt mit der Höhe der politischen Entwicklung, in welcher sich unser Volk befindet. Aber unabhängig davon, ob unsere Ideale von Staat und öffentlichem Leben bei einem andern Volke näher der Verwirklichung gekommen sind, wird sich der echte Patriotismus darin zeigen, in liebedurchwehmem Streben unsere nationale Arbeit fördern, den Bau unserer staatlichen Einrichtungen festigen, seinen Bestand gegen äussere Feinde durch Einsetzung des Lebens sichern zu helfen. Was unsere Vorfahren von uns, das werden wir dann von der Nachwelt erwarten: dass sie das Werk unserer Lebensarbeit achtet. So erst wird uns der Boden unseres Vaterlandes heilig und unantastbar gelten, so erst werden wir fähig sein, umstürzenden Gewalten, die den natürlichen Lauf der Entwicklung unseres Staates sinnlos beschleunigen wollen, Halt zu gebieten. —

Diesen umfassendsten Inhalt aber hat die Vaterlandsliebe erst in der neusten Zeit erhalten. Er setzt ein politisch mündiges Volk voraus, und das ist das deutsche Volk erst seit den Befreiungskriegen geworden. Kein Wunder, dass auch die im Eingang erwähnten Nationallieder neueren Datums sind und mit ihrer Entstehung fast sämtlich in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts fallen; nur wenige (und das giebt uns einen Fingerzeig für das Alter constitutioneller Einrichtungen ihrer Staaten) gehen weiter zurück, so die Marseillaise, so das „Rule Britannia“, dessen Dichter schon 1748 starb.

Eine ganz andere Frage ist es also, welche Formen der Patriotismus unseres Volkes in den vergangenen Zeiten aufweist. Ihre Beantwortung ist vor allem Aufgabe des Geschichtsschreibers; denn eine Geschichte des deutschen Nationalgefühls schreiben heisst unter einem bestimmten Schwinkel eine Betrachtung der gesamten Geschichte unseres Volkes liefern. Wir wollen heute nur die eine Quelle verfolgen, aus welcher uns die unmittelbarste Antwort auf unsere Frage fliesst und welche uns deshalb nahe liegt, weil sie Forschungs- und Schönheitssinn des Betrachtenden gleichmässig befriedigt: unsere Dichtung.

Freilich nicht bloss die klassischen Produkte derselben. Wie wir schon bei den Nationalhymnen bemerkten, dass ihr poetischer Wert oft tief unter dem Masse ihrer Verbreitung steht, dass es einer packender Musik bedarf, um sie ins Volk zu tragen, wie wir im besonderen dem Preussensliede und der preussischen Nationalhymne poetische Schönheit absprechen müssen und auch der Wacht am Rhein nur ein beschränktes Mass derselben zubilligen können, so werden wir auch ferner genötigt sein, mit minderwertiger Ware vorlieb zu nehmen. Denn in den Wellenthälern der Litteratur macht sich handwerksmässige Poeterei ebenso sicher breit wie sie durch ihre Wellenberge in Vergessenheit begraben wird. Die Mängel solcher poetisch unfruchtbaren Erzeugnisse können zweierlei sein. Die eine Gattung, die beschreibende, das sogenannte historische Volkslied, bleibt an der Wiedergabe der nackten Thatsächlichkeit stehen und vermag nicht, den geschilderten Stoff einer belebenden Idee unterzuordnen, d. h. ihn zur Poesie hinaufzuarbeiten. Die andere, das Lehrgedicht und die Satire, hat die Auswüchse des nationalen Lebens zum Gegenstande; und wenn auch die Absicht des Verfassers seine patriotisch tüchtige Gesinnung beweist, so ist damit selten der Weg gewiesen für eine positive Fassung des Patriotismus.

Wann nun kommt der vaterländische Gedanke in unserer Litteratur zum ersten Male zum Ausdruck? Es geschieht um dieselbe Zeit, wo die Trennung der ostfränkischen Gebiete von Westfranken bis auf eine kurze unnatürliche Unterbrechung endgültig vollzogen wird. Über die darüber hinausgehende Zeit sind wir auf Vermutungen angewiesen. Wie der Götterglaube das einzige Bindeglied der Germanen darstellt, wie das Heiligtum des Stammes zugleich dessen politischer Mittelpunkt war, so werden patriotische Gesänge vor allem mythologische gewesen sein, und das bestätigt Tacitus' Germania, die den Deutschen Lieder an Tuisco und seinen Sohn Mannus in den Mund legt. Nicht von Blutsverwandtschaft werden jene ältesten Dichter gesungen haben, sondern von den gemeinsamen Göttern, von denen abzustammen alleiniges Anrecht auf Volksgemeinschaft gab. Aber neben die mythologischen Hymnen, die bei Schlachtbeginn und bei fröhlichem Mahl, bei Opfer und Volksversammlung erklangen, wird sich früh der Cultus der Stammeshelden gereiht haben, und dass über diese hinaus Armin zur Rolle eines Volksbefreiers auch im Liede aufstieg, bezeugt uns wiederum Tacitus in seinen Annalen ausdrücklich.

Von einem Nationalbewusstsein im eigentlichen Sinne kann in dieser Zeit ebensowenig die Rede sein wie in der grossen Zeit der Völkerwanderung, wo eine reiche Sagenbildung den Glorienkranz um die Stirn der Führer wand. Auch nicht das kleinste Überbleibsel dieser Litteratur hat sich durch die tosenden Stürme der Zerstörung gerettet. Nur einer jener Helden, so scheint es, hat mehr gefühlt als die Bedeutung des Einzelstamms, nur Theodorich den weltgeschichtlichen Beruf des Germanentums in seiner Seele getragen; und wie seine Politik auf einen Zusammenschluss aller germanischen Völker unter seiner Vorherrschaft hinarbeitete, so verflocht die Sage seine pan-germanische Gestalt in drei verschiedene Sagenkreise.

Was ostgotischer Kraft nicht gelungen, das erreichte fränkische Rücksichtslosigkeit. In demselben Jahre, in welchem das fränkische Weltreich kraft des Vertrages von Verdun auseinanderklafft, erscheint der Name der Deutschen zum ersten Male in der Litteratur, wenn auch nicht auf deutschem Boden und in deutscher Zunge. Noch ehe das neunte Jahrhundert zu Ende geht, schreibt Otfried sein Evangelienbuch, den Krist. Es ist lehrreich, ihm das weltliche Gedicht entgegenzustellen, welches wenige Jahre darauf entstand, das Ludwigslied. Dort ein religiöser Stoff mit einer bemerkenswerten patriotischen Einleitung, hier der Sieg über den damaligen Nationalfeind, die Normannen, der wie geschaffen scheint, nationale Empfindungen zu wecken, und doch vollkommen geistlich behandelt wird.

Es verschlägt wenig, dass Otfried Geschichte mit Märchen würzt, die ihm die kindliche Eifersucht auf das Altertum eingiebt. Er nennt die Franken die Nachkommen der Macedonier,

denen der grosse Alexander einst angehört hat. Er übersieht in seiner Ruhmredigkeit, dass er Völkern mit der Macht der Franken droht, die längst vom Erdboden verschwunden sind. Das allein ist ihm Hauptsache, dass sein Volk ein grosses Volk ist, dass es sich jedem andern durch seine Waffenthaten zur Seite stellen kann; dass es seine Grösse nicht bloss dem Schwerte verdankt, sondern zugleich seiner geistigen Begabung und seinem wirtschaftlichen Übergewicht; dass es durch Frömmigkeit glänzt und des Ruhmes würdig ist, Christus in der eigenen Sprache zu feiern; dass es endlich die Königstreue zu seinen Tugenden zählt.

Sehen wir von den Einzelheiten ab, so ist Otfrieds Gedanke dieser: Selbst die grössten weltlichen Ruhmestitel sind nur eine Vorstufe zur geistlichen Weltbürgerschaft, wie das Karolingische Weltreich nach der Idee Karls des Grossen ein Gottesstaat sein sollte mit seinem geistigen Mittelpunkt in Rom. Otfrieds Patriotismus ist karolingisch, ist mönchisch, ist kirchlich, wenn auch noch nicht ausgesprochen päpstlich.

Das zehnte Jahrhundert bringt mit der lateinischen Hof- und Klosterdichtung eine vorwiegende Abkehr vom Nationalen, und nur die verlorene Spielmannspoese wird in deutscher Sprache deutsche Stoffe behandelt haben. Mit dem Annoliede aber setzt das nationale Gefühl wieder ein. Der Dichter nennt mit Stolz die einzelnen deutschen Stämme. Er rühmt an den Schwaben, dass sie in Rede und That gewandt, im Rate klug seien, an den Baiern die Kampfeslust, an den Franken den frommen Sinn und die grosse Heeresmacht. Aber er sieht auch die beginnende Zerrüttung des Reiches, eine Folge der revolutionären Politik Heinrichs IV., und wehmütig klagt er jenen Stämmen —

„den niman nimohte widirstên

„obi si woltin mit trûwin unsamit gên.“

Otfried verfasste den Krist, damit auch der fränkische Bauer das Lob des Herrn in seiner Sprache höre; dessen ist der Dichter des Annoliedes überhoben. Zu Otfrieds Zeit braucht das Christentum noch zu seiner Festigung die Stütze der Volkssprache; der Dichter des elften Jahrhunderts stellt sich zwar ebenfalls mit seinem Helden in den Dienst der Religion:

„nu is cît, daz wir denken,

„wî wir selve sulin enden“,

und der irdischen setzt er die ewige Heimat zum Gegensatz. Aber sein Ziel ist dennoch umfassender. Er will der Mitwelt ein Beispiel vorhalten, wie grosses Wirken für Kirche und Reich sich vereinigen lasse.

Wir sind weit hinaus über die Zeit, wo der Glaube an die göttliche Abstammung die Grundlage des vaterländischen Gewissens ist; die ottonische Renaissance lehrt längst eine andere, und nichts schmeichelt dem Verherrlicher der Franken mehr, als dass sie der Troer Nachkommen sind. Zum ersten Male auch tritt uns in dem Gedicht der Lokalpatriotismus lebhaft entgegen: Köln ist die schönste aller Städte Deutschlands, Köln die Stätte der Heiligenwunder und der irdischen Pracht, Köln das Ziel des gewaltigen Römeraquaedukts, durch den, sagt der Dichter, die Weine des Landes die Rheinmetropole erreichen, in Köln lebten und wirkten Männer, die den Fürsten die Strenge, den Armen die Milde entgegentrugen.

Weitere zwei Jahrhunderte führen uns in eine hochgestimmte Zeit. Der eine Name Walthers von der Vogelweide giebt ihr das Gepräge. Es ist eine Zeit der Gegensätze und des nationalen Erwachens. Neben den Bauer hat sich der Ritter gestellt. Papst und Kaiser führen Krieg in der Christenheit. Kirche und „Frau Welt“ liegen im Kampfe. Der religiösen Dichtung treten kühn und in der Form meisterhaft das nationale Heldenepos und die höfische Poesie gegenüber. Das Rittertum übernimmt die Führung des Volkes; es ist der Hort der Bildung und der Sitte; sein Geschmack, seine Ideale sind massgebend für das Gesamtvolk. Aber es ist international, ist durch die Kreuzzüge ebenso international geworden, wie die Kirche universal. Der Hierarchie steht

es zuerst dienend, dann gleichgültig, endlich feindlich gegenüber; und da Papsttum und Welschen zusammengehen, so setzt sich für den ritterlichen Patrioten der alte Schlachtruf: hie Welf, hie Waibling in den anderen um: hie welsch, hie deutsch.

Auch Walther ist Ritter und in erster Linie Ritter. Er liebt sein Vaterland vor allem, weil es die Ideale des Rittertums am herrlichsten verwirklicht hat. In seinem berühmten Liede „Ir sult sprechen willekomen: der iu mäere bringet, daz bin ich“ feiert er das deutsche Land in seiner deutschen Zucht, der keine fremde Sitte sich ebenbürtig zur Seite stellen kann, rühmt er den deutschen Mann als wohlgezogen, preist er die Schönheit der deutschen Frau.

„Tugent und reine minne,
„swer die suochen wil,
„der soll komen in unser lant: da ist wünne vil:
„lange müez ich leben dar inne.“

Sicher, dies Lied war nur bestimmt, in höfischer Kreise gesungen zu werden; es weckte nicht den Widerhall der ganzen Nation, es ist kein Volkslied. Tugend und reine Minne sind ritterliche Standesbegriffe.

Das Volk steht bei diesem ersten deutschen Nationallied, wie man es genannt hat, abseits. Auch die didaktischen Poesieen dieser Zeit, der Winsbeke, der welsche Gast, Freydanks Bescheidenheit fassen, soweit sie patriotische Fragen behandeln, diese „deutsche Zucht“ auf als einen Teil des Kanons ritterlicher Moral. Die Pflichten des Standes und die Pflichten gegen das Vaterland fallen zusammen. Wie im Volksepos Lehnstreue und Frauenehrung Cardinaltugenden sind, so sind hier Mässigung, Freigebigkeit und die „Stäte“ d. h. Beständigkeit oft wiederholte Forderungen. Einen weiteren Schritt, das gesamte Volkstum in den Rahmen nationalen Stolzes einzubegreifen, thut der Patriotismus so wenig, dass bei Freydank, der doch sonst ein Geistesverwandter Walthers ist, der ständische Hass gegen den emporstrebenden vierten Stand, den Handelsstand, offen zum Ausbruch kommt.

„Got hat driu leben geschaffen,
„gebüre, ritter unde pfaffen:
„daz vierde geschuof des tiuvels list,
„daz dirre drîer meister ist.
„daz leben ist wuocher genant
„daz slindet (= verschlinget) bürge unde lant.“

Aber einen hohen Schwung nimmt Walther im politischen Lied. Hier wird er zum Sprecher der ganzen Nation, hier tritt er selbst in voller Leidenschaft heraus aus dem Banne des Masshaltens, welches er als höflicher Dichter sonst fordert, und wird zum Apostel kirchlicher Rebellion. Nie hatte vorher eine deutsche Zunge so dramatisch die Ausbeutung des Vaterlands durch den römischen Stuhl gebrandmarkt, nie so dringend die Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalten gefordert. Alles politische Unglück Deutschlands wirft er auf die Umtriebe des Papsttums, und die Hoheit des Hauptes der Christenheit bricht zusammen unter der Wucht der Schläge, die des Dichters Hass ihr versetzt.

Schon Walther hat den beginnenden Verfall des Rittertums schmerzvoll bezeugt, Freydanks Worte werden schnell durch die Ereignisse überholt. Mit dem Erlöschen des Staufergeschlechts ist es aus mit der kaiserlichen Idealität, aus mit der Führerrolle der Ritter; des Vaterlandes Zukunft ruht in der Hand der Fürsten und des mächtig aufstrebenden Bürgerstandes. Die Gleichgültigkeit des Ritterstandes gegen die Kirche ergreift die breiten Schichten des Volkes. „Die Kirche ist öde“, klagt ein Lied aus dem dreizehnten Jahrhundert; „da brechen auch die Glocken niemand seinen Schlaf;“ Rechtlosigkeit, Untreue, Zerstörung herrschen im Lande. Diese Zeit, wo der wirtschaftliche

Vorteil den Massstab abgiebt für den Patriotismus, ist keine Zeit für Vaterlandslieder. Vergebens suchen wir bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein nach einer patriotischen Lyrik. Wohl hat auch diese Zeit noch eine Periode hochsinnigen Kämpfens aufzuweisen, als unter Ludwig dem Baiern das Kaisertum zum letzten Male mit dem Papsttum rang. Aber auch das Papsttum ist ein anderes geworden; es ist der Schleppenträger des erstarkenden westlichen Nachbars geworden. Da zeigt es sich, dass das deutsche Volk, dank der vorhergegangenen Blüte seiner Litteratur, zum Bewusstsein seiner besonderen Nationalität gelangt ist, hier setzt die Mystik ein mit ihrer deutschen Rede und schlägt an den Glaubensschlaf mit dem Hammer des Gewissens, hier beginnt unter dem Ringen der ständischen Gewalten die allgemeine litterarische Teilnahme am öffentlichen Leben in dem politischen Volkslied hoch- und niederdeutscher Zunge, so mannichfach wie nur noch jenseits des Kanals bei der stammverwandten englischen Nation. Aber poetisch ist dieser Zweig der Litteratur noch lange wertlos. Wo das Vaterland die verkörperte politische Ratlosigkeit und Zerfahrenheit war, wie sollen wir da in der Litteratur mehr erwarten als ein Klammern am Unmittelbaren? Nicht einmal die Kämpfe, in welcher es sich um die Wahrung der Freiheit handelt, haben vollere Accorde gelockt. Nur tritt das poetische Erzählertalent in den ditmarsischen Liedern plastischer hervor als in den hausbackenen der Schweizer. Wohl haben wir bis zu 1500 Dutzende solcher Lieder, aber auch nicht eins von ihnen hat bei aller Länge Raum für einen Gedanken an das gemeinsame grosse Vaterland.

Diesen von neuem geweckt zu haben war die That der Reformation. Sie trat nicht unvermittelt vor das deutsche Volk. Sie hatte ihre Vorarbeiter in den Humanisten, ihren Bundesgenossen in der gefestigten ständischen Gliederung der Nation. Sie zerstörte die politische Einheit des Reiches, sie gab ihm eine neue, geistige in der modernen Bildung, in der Vereinigung antiker Schönheitsideale mit dem Geiste des protestantischen Christentums. Drei Jahrhunderte fast sollte diese geistige Einheit uns genügen. Um das leisten zu können, musste die Bildung ins Volk hinabdringen (und populär blieb sie bis in die Zeiten des dreissigjährigen Krieges), musste sie den Einzelnen aufrufen zur Mitarbeit am Werke der Gesamtnation. Aufschliessung der nationalen Vergangenheit, individuelle Bethätigung, wie im Glauben, so auch in Kunst, Gewerbe, Wissenschaft, Litteratur sind die Wegweiser dieser neuen Zeit.

Luther selbst war Patriot; er war auch der erste protestantische Dichter; aber ein patriotischer Dichter war er nicht; denn seine Kirche stand wie die frühere dem weltlichen Sange feindlich gegenüber, mit Ausschluss vielleicht der didaktischen Dichtung. Und doch hat er der weltlichen Dichtung den mächtigsten Hebel in die Hand gedrückt: die einheitliche Schriftsprache. Er gab damit dem Volke, was ihm selbst die litterarische Blüte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts versagt hatte; er schloss die Kluft, die bisher an der Mainlinie das Vaterland getrennt hatte; er schuf den einzig möglichen Träger der geistigen Einheit seines Volkes.

Nach diesen Bemerkungen kann es nicht überraschen, wenn der erstarkende Nationalgeist dieser Periode sich mit Begeisterung in die nun abgeschlossene Zeit des Mittelalters zurückversenkt und aus ihm die Gegenstände seines Stolzes sucht. Ja erst jetzt, wo der ständische Hass gegen Rom, den wir bei Walther von der Vogelweide verzeichneten, Gemeingut des Volkes wird, beginnt eine unbefangene historische Betrachtung der nationalen Entwicklung. Ulrich von Hutten stimmt seine Totenklage auf Heinrich IV. an. Ein Landsknechtslied und ein Spottlied auf Karl V. erinnern an alle Unbill, die Heinrich IV., dann Heinrich V., dann Barbarossa und sein ganzes Geschlecht vom Papsttum erfahren. Auf fliegenden Blättern dringt das Hildebrandslied, dessen Erinnerung Caspar von der Roens Heldenbuch im fünfzehnten Jahrhundert wach gehalten hat, von neuem in die Menge — freilich in lehrhafter Zuspitzung und mit fröhlichem Ausgang: Ute vereinigt Gatte und Sohn beim Mahl und Becher. Am Vorabende des schmalkaldischen Krieges will ein ungenannter Dichter die politischen Scrupeln der Protestanten betäuben und ruft die Geister Ariovists, Hermanns

des Cheruskers, Barbarossas und Frundsbergs zu Verteidigern altdeutscher Freiheit herbei. Auch die neu entstandene Dichtungsgattung, das Drama, wird in den Händen von Rosenblüt, Folz, Sachs national, und Jacob Ayrer führt Gestalten aus der deutschen Vorzeit auf die Bühne.

In den Fragen, welche die Zeit bewegen, nimmt der Gegensatz zu Papst und Jesuiten eine hervorragende Stellung ein; ihm gesellt sich jetzt ein zweiter zu, der Widerstand gegen den Kaiser, den Spanier Karl. Zwar nicht sogleich. Zum Tage von Augsburg begrüßt ihn ein altkirchlich gesinnter Dichter als die Hoffnung der deutschen Nation, welcher er den wahren Glauben und den inneren Frieden schirmen wird. Schon hier aber fällt ein Ausdruck, welcher die Leidenschaft des Tages enthüllt. „Er thut nit wie Tyrannen, So es ihnen glücklich geht; Alle Welt wollen sie verbannen Mit Frevel und mit Unrecht.“ Das Blatt wendet sich bald. Wenn Deutschlands politische Einheit durch die Reformation zerstört wurde, so lag die Schuld an dem Hause Habsburg, das die Führung der deutschen Nation nimmermehr festhalten konnte in Anlehnung an das katholische Spanien, das romanische Weltreich. Bis dahin das Bollwerk des Deutschtums im vorgeschobenen Südosten, erhält es durch Karl eine Politik, welche den nationalen Interessen zuwiderläuft. Die Missstimmung darüber beherrscht die politische Litteratur um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Die Angriffe gehen bis zu einem Grade des Hasses, dass ihre Wiedergabe das ästhetische Gefühl verletzen müsste. Unter den vielen Stellen greife ich nur einige als kennzeichnend heraus, die den Kaiser und das Spaniertum betreffen. Vom Kaiser heisst es:

„So er nimpt euer Freyheit,

„Verleurt er auch sein Oberkeit.“

Man verlangt von ihm zum mindesten Neutralität im Glaubensstreite:

„Darumb, o Kayer sey vermant,

„Lass uns bei unserm glauben bleibe.

„Wolen denn uns die Pfaffn vertreibn,

„So sitze du nicht mehr den still,

„Vieleicht ist es nu Gottes will,

„Das wir uns jrer erwehren;

„Thu uns nicht weiter beschweren,

„Wöllst sie ja auch nicht sterken“ . . . ,

und nur dann wird ihm die Treue der Unterthanen verheissen:

„Das Reich wont dir mit treuen bey,

„So ferr du sie nicht thust brauben,

„Des worts lass ein jeden glauben,

„Was jn dünckt zu der Seelen noth;

„Mich deucht, es war kein besser Rath.

„Der Glaube lest sich nicht zwingen;

„Wie hoch die Pfaffen drauf dringen,

„Muss man jn jren willen lan;

„Den unsern wollen wir auch han,

„Unsern willen zur Seligkeit.

„Sonst sein wir, Keyser, dir bereit

„Mit schuldigen Diensten alle Zeit.“

Die Welschen, die Spanier, werden folgendermassen geschildert:

„Die Wahlen halten euch kein glauben,

„Trachten nach euwerem leib und gut,

„Das sie baden in eurem blut.

„Ee ich solch Falsch lies ungerochen,
„Ee würd ich tausendmal erstochen;
„Es ist besser einmal gestorben
„Dann alle tag in schand verdorben.“

Und:

„Darumb, so weis ich bessers nicht,
„Dann das sich Deutschland aber richt,
„Wider der Wahlen list mit macht
„Zu brechen jr hochmut und pracht,
„Frisch nach der alten Deudschen art,
„Wem der Kopf bleibt, der scher den Bart.“

Die Gegensätze erhalten um das Jahr 1618 den schärfsten litterarischen Ausdruck. Wir stehen am Beginn des dreissigjährigen Krieges, und mit dem Kampfgetümmel ergiesst sich auch eine leidenschaftliche Flugblattlitteratur über das Böhmerland. Aus dem demagogischen Ton dieser Streitlieder heben sich einige zu allgemeiner Bedeutung heraus, so eins (1618), wo Germania ihre Schönheit, ihre Religion und ihr „Lands Regiment“ bis ans Ende zu behaupten schwört, so ein anderes, wo Gottes Beistand erfleht wird, dass man sein Wort „mög hören durch alle Reiches Ständ“, dass Recht regieren möge „in teutscher Nation durch alle Reiches Ständ“.

Die Betonung der ständischen Verfassung des Reiches ist wichtig. Was hier im Schlagwort der Massen angedeutet ist, finden wir in ehrenfester Gesinnung und poetisch geadelt bei dem bedeutendsten patriotischen Dichter der Zeit, bei Johannes Fischart. Wohl finden sich bei ihm auch breitere Klänge, die dem Gesamtvaterland gewidmet sind, z. B. in den Eikones; wohl schreibt er „Etlich Sonnet“, in welchen der elsässische Dichter scharfe Ausfälle des Trotzes und Spotts über die westliche Grenze schickt. Aber den schönsten Ausdruck findet seine Vaterlandsliebe, wenn er, wie im „Glückhaft Schiff von Zürich“, die ständische Freiheit, den bürgerlichen Gemeinsinn feiern kann. „Arbeit und Fleiss, das sind die flügel, So füren über stram und hügel“; das sind die Flügel, welche die Gemeinwesen des Rheingebietes so reich, so stolz, so widerstandsfähig emporgehoben haben, und in derber Sprache geisselt er die Verkleinerer dieser mannhaften Fahrt.

Damit ist der Patriotismus dieses Zeitalters umrahmt; er ist ständisch wie zur Stauerzeit, antipäpstlich wie Walthers, aber er ist bürgerlich und demokratisch. Wenn Rollenhagen in seinem „Froschmeusler“ bei Erörterung der verschiedenen „Regimente“ d. h. Staatsformen der Monarchie das Wort redet, so ist die Weiterführung seiner Fabel eine Erschütterung seiner eigenen Lehre. Aber innerhalb der ständischen Verfassung fordert ein Lied auf den 'Tod Moritz' von Sachsen die höchste Hingabe an das engere Vaterland. —

„Wer deutsch und redlich ist, wer deutschen Namen führet,
„Und dem Barmherzigkeit die treue Seele rühret,
„Der lasse sich erbarmen
„Die übergrosse Pein,
„Das Unglück, so mich Armen
„Lässt niemals fröhlich sein.“

Mit diesen Worten klagt bei Rist Germania ihr trauriges Los und das Elend des dreissigjährigen Krieges. Wir sind gewöhnt, in erster Linie an die Zerstörung und Entvölkerung zu denken, welche dieser über die deutschen Lande brachte. Und doch waren es die kleineren Schäden. Wie überraschend schnell der Wohlstand sich herstellen liess, zeigte seiner Mitwelt der grosse Kurfürst. Unendlich schwerer aber war es auszugleichen, was die Zeit dem Nationalbewusstsein, der Bildung, dem Kunstgeschmack, der wissenschaftlichen Arbeit Wunden geschlagen. Das Nationalbewusstsein

ist auf die tiefste Stufe gesunken, welche die deutsche Geschichte aufweist. Nein! aufgegeben hat sich der Deutsche noch nicht; wo mannhafte Rufe wie von Weckherlin, Zinckgraf, auch Opitz ausgegeben werden, da wohnen nicht „Nahmens-deutsche nur“, wie Paul Fleming, sich selbst nicht ausnehmend, schilt. Aber der Patriotismus ringt um seine Existenz. Da ist kein fröhlicher Stolz, kein Trotzen auf die Eigenart, kein Wetteifer mit andern Völkern, sondern Strebertum, Modesucht, Nachahmung. Die Geisselung dieser Untugenden erfüllt die Aufgabe des patriotischen Dichters. Ob mit dem Mittel derben Witzes wie der niederdeutsche Lauremberg oder gelehrter, aber weniger lebendig wie Rachel, ob in kurzem Spottepigramm wie Logau oder in eindringlicher Strafpredigt wie Moscherosch, alle bekämpfen ähnliche Fehler der Zeit: Luxus, Geiz, Ehrsucht, Kleiderpracht, Sprachvermengung, falsche Kindererziehung, Roheit des Soldatenstandes (während die Rolle des Landsknechts noch kurz vorher in der Dichtung stark idealisiert wurde). Was übrig bleibt, ist Gelegenheitspoesie an die Adresse der Fürsten, eine Gattung, die bei Weckherlin z. B. einen hervorragenden Platz einnimmt und in welcher er sich gleich geschickt zeigt, ob er in englischer, französischer oder deutscher Sprache reimt.

Erst mit den Fridericianischen Siegen wird dem Nationalstolz neue Nahrung gegeben. So wenig der grosse König selbst Fühlung mit der nationalen Litteratur hatte, so entschieden wurde er der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens; griffen doch die Wellenkreise seines Einflusses weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus! Die Hallischen Dichter Gleim und Kleist, Ramler und Uz werden die Bannerträger seines Ruhmes und feiern ihn als Kriegshelden und Menschenfreund. Aber schon nimmt die deutsche Muse einen ungeahnten Flug, der die Hymnen auf Friedrich den „Einzigem“ in den Hintergrund drängt, und grossartig fasst sie das Geistesleben unseres Volkes in vollendeter Form zu einem Inhalte zusammen, welcher die Schranken nationalen Denkens sprengt.

In dieser zweiten Blütezeit unserer Litteratur ist für die patriotische Lyrik nur ein bescheidener Raum zur Verfügung; aber er genügt, um auch diese Gattung zur höchsten Kraft zu entfalten. Welcher Abstand zwischen Weckherlin und Klopstock — dem Schwaben, der Fürstengunst reichlich erfahren, und dem Preussen, der seinem Könige fremd bleibt, weil dieser die neue litterarische Ära nicht erkennt und nicht beachtet! Das war nun für Klopstock kein Unglück! Wenn sein Patriotismus dem des preussischen Dichtervereins fern steht, so steht er auch gigantisch über ihm. Mit ihm ja bricht sich der moderne Begriff der Vaterlandsliebe Bahn in die Litteratur, wie er wesentlich bis heute geblieben ist. Nie hat ein Dichter reicher, mit leidenschaftlicherer Innigkeit den Preis seines Vaterlandes gesungen, nie seine Liebe so herrlich begründet, nie den Unwert des Einzelnen gegenüber seinem Vaterlande so betont. Ihm geht das Vaterland nach tausendjährigem Ruhm den Gang der Unsterblichkeit; es giebt dem Deutschen die Kraft, die Milde, die Tiefe, die Biagsamkeit seiner Sprache; es giebt ihm eine grosse Dichtung, die den Wettlauf mit der stolzesten der Welt wagen darf; es giebt ihm eine durch die Jahrhunderte geheiligte mythologische und geschichtliche Erinnerung, welche ihm das Sinnen und Weben des deutschen Geistes aufdeckt. Du wärest nicht mehr, was Du Dir scheinst, fühltest Du nicht hier einen Teil Deines eigenen Selbst umschlossen — Klopstock ist nicht der Schlussstein, aber er ist der erhabene Mittelpunkt unserer patriotischen Lyrik auch heute noch!

Eins nur suchen wir bei ihm vergebens: das ist jene Auffassung von Vaterlandsliebe, die in der Theilnahme an der politischen Arbeit des Tages, in der Mitverantwortlichkeit für den Bestand des staatlichen Gebäudes ihren Stolz sucht. Klopstock hat die Zeit noch erlebt, wo die französische Revolution die mittelalterliche ständische Gliederung der Gesellschaft zerstörte; er hat sie besungen, er hat ihre Ausschreitungen beklagt. Andere, auf seinen Schultern stehend, haben die Zeit gesehen, wo der gemeine Mann lernte ein Vaterland sein nennen, und was sie sangen, lernt die heutige Jugend. Was Klopstock herrlich begonnen, setzten Arndt, Rückert, Körner, Uhland, Schenkendorf,

Kleist, Hoffmann von Fallersleben, Geibel, Radowitz fort bis in unsere Tage, bauten die Brüder Grimm, Uhland, Simrock in wissenschaftlicher Poesie, in poesievoller Wissenschaftlichkeit pietätvoll aus, begründeten tiefer die Philosophen Fichte und Schleiermacher.

Was ihnen die Seele füllte, das hat uns die neuste Geschichte gebracht: ein stolzes, deutsches Vaterland; nicht ein Vaterland wie des Schweizers, dem der Staat zwar eine Heimat, aber kein einheitliches Volkstum schenkt, wie des Polen, dem die Stammesverwandtschaft Heimat und Staat ersetzen muss, wie des Bürgers der Vereinigten Staaten jenseits des Ozeans, den ein empfindungsarmer Sinn für das Gebäude des Staates hinwegtäuscht über den Mangel eines nationalen Volkstums, nein, auch nicht ein Vaterland wie des Slaven im Osten, dessen elegische Volkslieder zwar Liebe zu Heimat und Stammesbrüdern, aber nie den Stolz auf die Errungenschaften eines freien Staatswesens athmen: unser Vaterland hat durch das gewaltige Ringen des verflorbenen Menschenalters den Frieden unserer Heimat, den Schutz unseres Volkstums, die Freiheit unseres staatlichen Gemeinwesens wiedergeboren. Ewige Dankbarkeit denen, welche es uns errungen, Treue dem Herrschergeschlechte, welches, als das Vaterland das Spielzeug anderer Nationen geworden war, den Weg zum neuen deutschen Reiche fand und führte. Mit diesen Gesinnungen lasst uns heute aufblicken zum Throne der Hohenzollern, auf welchem vor mehr denn fünf Jahren ein entschlossener Jüngling den kranken Helden, den vollendeten Greis ablöste, betend, das Gott ihn schütze und seine Wege dem Vaterlande zum Segen leite!

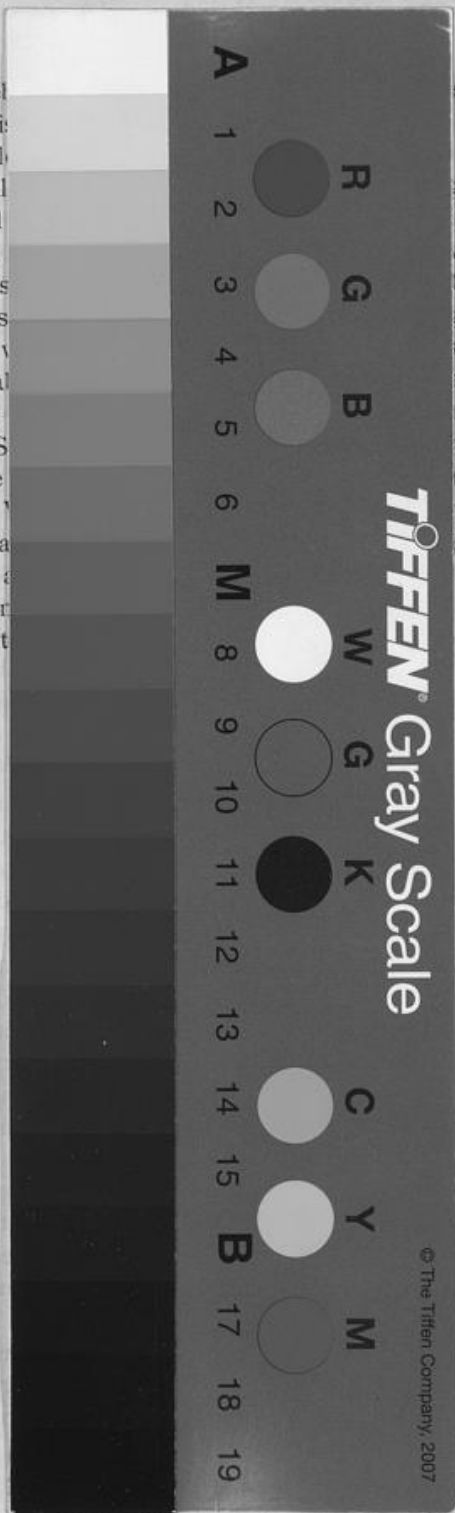


Kleist, Hoffmann von Fallersleben, Grimm, Uhland, Simrock in Wissenschaftlichkeit pietätvoll aus, begründeten tiefer die Phil

Was ihnen die Seele füllte, das Vaterland; nicht ein Vaterland einheitliches Volkstum schenkt, ersetzen muss, wie des Bürgers armer Sinn für das Gebäude des neuen, auch nicht ein Vaterland Heimat und Stammesbrüdern, atmen: unser Vaterland hat Frieden unserer Heimat, den Schwesens wiedergeboren. Ewige Geschlechter, welches, als das zum neuen deutschen Reiche fa zum Throne der Hohenzollern, den kranken Helden, den vollen dem Vaterlande zum Segen leit

sere Tage, bauten die Brüder Wissenschaftlichkeit pietätvoll

gebracht: ein stolzes, deutsches zwar eine Heimat, aber kein wandtschaft Heimat und Staat Ozeans, den ein empfindungs- gel eines nationalen Volkstums, che Volkslieder zwar Liebe zu aften eines freien Staatswesens flossenen Menschenalters den t unseres staatlichen Gemein- rungen, Treue dem Herrscher- nen geworden war, den Weg en lasst uns heute aufblicken en ein entschlossener Jüngling ihn schütze und seine Wege



Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale).

